

Max Bronski
München Blues

Roman

Verlag Antje Kunstmann

Stormy Monday

They call it stormy Monday,
But Tuesday's just as bad;
They call it stormy Monday,
But Tuesday's just as bad;
Wednesday's worse,
And Thursday's also sad.

Yes, the eagle flies on Friday,
And Saturday I go out to play;
Eagle flies on Friday,
And Saturday I go out to play;
Sunday I go to church,
Then I kneel down and pray.

Lord, have mercy,
Lord, have mercy on me.
Lord, have mercy,
My heart's in misery:
Crazy 'bout my baby,
Yes, send her back to me!

AARON WALKER

1

Mein Laden im Schlachthofviertel ist gerade mal fünf Minuten von der Theresienwiese entfernt. Normalerweise spielt das keine Rolle, denn die Theresienwiese ist ein ziemlich reizloses steiniges Gelände, topfeben, dazu ohne Baum und Strauch. Am anderen Ende erhebt sich ein Hang, an dessen Kante ein mächtiges altdeutsches Weib von ihrem Sockel auf die Wiese herunterschaut. Über einem weiten, hemdartigen Kleid, dessen gnädige Falten ihre Körperfülle verhüllen, trägt sie ein Bärenfell um den Leib gegürtet, in ihrer Rechten hält sie das blankgezogene Schwert und mit der Linken hebt sie einen Eichenkranz empor. Selbst Heraldikspezialisten würden bei ihr eher auf Odins Gattin Freya tippen, säße nicht ein bayerischer Löwe zu ihren Füßen, der sie uns als Darstellung der Bavaria nahezubringen versucht. Eingerahmt wird die Bronzestatue von einer Tempelanlage, die so griechisch ist wie das Kapitol in Washington römisch. Der Tempel stellt in diesem anarchischen Mix von Kulturen eine Ruhmeshalle dar, in der verdiente ortsansässige Persönlichkeiten wie der Bierbrauer Pschorr und der Wassertreter Kneipp mit Büsten geehrt werden. Erst mit dieser unterstützenden Information versteht man, warum gewitzte Heraldiker darauf hinweisen, dass der Kranz aus Eichenlaub üblicherweise aus Lorbeer gewunden wird. Wie gesagt: Normalerweise spielt die Nähe zur Theresienwiese keine Rolle, aber einmal im Jahr findet dort unten

mindestens vierzehn Tage lang das Oktoberfest statt, das der Münchner dieses steinigen Geländes wegen *Wiesn* nennt.

Was auf dem Oktoberfest stattfindet, überschreitet die Grenzen der menschlichen Vernunft und Vorstellungskraft in einem solchen Maße, dass nur beherzte Bezifferungen helfen, ein Bild davon zu vermitteln: Von den sechs Millionen Besuchern ergattern allenfalls zwei Millionen einen Platz im Bierzelt. Ein Viertel davon ist ein glatter Ausfall, weil sie nur Kaffee, Wein, Saft oder Schnaps trinken, zu jung, zu alt oder zu invalid sind und damit die sechs Millionen Maß Bier dem Rest überlassen. Die schütten demnach pro Kopf vier Liter in sich hinein. Mancher merkt erst im Lauf des Abends, dass es sich dabei um ein getuntes Wiesnmärzen mit deutlich mehr Prozenten handelt. So abgefüllt, torkeln, taumeln oder stolpern Tausende von Besuchern Richtung Innenstadt. Wenn sie körperlich unbeschadet die stark befahrene Lindwurmstraße überquert haben, suchen sie schnurstracks Seitenstraßen auf, um, von der Macht bis dahin sekundärer Bedürfnisse getrieben, irgendwo in einer nahe gelegenen Einfahrt oder einem Hausgang zu kotzen, zu pissen oder sich endlich gegenseitig an die Wäsche zu gehen. Im Prinzip stehen sie dann direkt vor meinem Laden.

Warum tue ich mir das eigentlich an? Weil ich in diesen zwei Wochen mehr verdiene als in den ganzen drei Sommermonaten davor. In der heißen Zeit ist meine komplette Ware nur Trödel. Die alten Polster müffeln, die Schränke und Kommoden dünsten den Geruch überständiger Mottenkugeln aus, vor allem die Bücher und Zeitschriften riechen nach Moder und Staub. Umsatzmäßig kann man den Sommer knicken. Im September stelle ich mein Sortiment auf Bavarica

um. Herzen, Seppelhüte oder Fäkalhumor auf Naturholz, »Wenn's Arscherl brummt, is Herzerl gesund!«, kommen niemals in mein Schaufenster, aber Gamsbärte, Charivari oder handgeschnitzte Hirschhornknöpfe wohl. Der ausländische Gast vor meinem Laden versteht sofort, dass er bei Antiquitäten Gossec originale Souvenirs erbeuten kann.

Eine gewisse Geschmeidigkeit muss man in meinem Gewerbe schon an den Tag legen, wenn man überleben will. Auch ältere Mädchen besuchen heutzutage kein Geschäft mehr für Mieder- oder Galanteriewaren. Der Dessous-Shop und die Bijouterie laufen aber rasend gut. Dementsprechend hat sich mein Berufsstand vom Trödel-, Gebraucht- oder Nostalgiewarenhandel zu einer Art Kunstagentur entwickelt. Wir vermitteln Interessenten gut gepflegte Antikschätze und tragen in unserer Brusttasche vierfarbig gedruckte Visitenkarten mit Reliefprägung, auf denen ein besonders schönes Stück in appetitlich nussigem Braun den Kunden anstrahlt. In München trägt der Kaufmann den Pelz zwar inwendig, aber mehr als sonst wo gilt, dass schon der bloße Anschein von Schabigkeit den beruflichen Selbstmord bedeutet.

Nachschub für meinen Laden bekomme ich über Haushaltsauflösungen, die ich kostenlos anbiete. Die guten Stücke wandern in mein Sortiment, der Rest wird an Ort und Stelle zu Kleinholz gehauen und entsorgt. Saisonal schichtet man das Angebot um, man hat Erfahrung, und im Herbst sind eben aus guten Gründen Bavarica absolut angesagt.

So lief es auch dieses Jahr, im Prinzip saugut. Pünktlich zum Einzug der Wiesnwirte wurde noch einmal die Sommer-sonne angeknipst. Dieser Pakt mit dem Himmel funktionierte so reibungslos und hielt die ganze Zeit über, dass Kernbayern

schon allein deshalb immer katholisch bleiben wird. Gegen acht Uhr schloss ich den Laden und zog wie immer in diesen zwei Wochen den Rollladen vors Schaufenster, weil ich nicht testen wollte, wozu ein enthemmter Besucher mit einem geklauten Maßkrug und dem unstillbaren Drang nach meiner Ware fähig sein kann. Ich zog mich in meine Wohnung zurück, zwei Zimmer, Küche, Bad, direkt hinter dem Laden.

Bei der letzten Haushaltsauflösung hatte ich alte »Prinz Eisenherz«-Bücher entdeckt, die wollte ich in Ruhe durchblättern. Mit ein paar Selbstgedrehten und Weißbier hätte das ein beschaulicher Abend werden können. Man hat in diesen Zeiten keinen großen Aktionsradius. Mit dem Auto dem Rummel zu entfliehen, hätte bedeutet, auf Alkohol weitgehend verzichten zu müssen. An jeder nennenswerten Oktoberfest-Ausfallstraße war Polizei postiert, um die Betrunknen aus dem Verkehr zu ziehen. Nach den harten und betriebsamen Tagen, wie sie im Moment zu absolvieren waren, hatte ich überhaupt keine Lust darauf, mit der Bieruhr im Kopf herumzulaufen. Und die öffentlichen Verkehrsmittel kamen für mich zurzeit auch nicht infrage. Man stand eingekellt in der schwermeligen Schar dieser Bayrisch-Herz-kostümierten Leute, die nicht einmal mehr vor dem Lodentanga zurückschreckten. Wie eine Planierraupe ist Landhausmode über den Geschmack dieser Republik gefahren. Schon deshalb ließ ich meinen alten Janker mit grünem Kragen dauerhaft im Schrank, mit dem ich mich noch vor etlichen Jahren in Göttingen als Förster vom Silberwald beschimpfen lassen musste.

Gegen halb neun hörte ich von draußen ein Klatschen auf dem Pflaster, als sei einer mit dem Gesicht voraus aufs Trottoir gefallen. Wenn ich irgendeine arme Sau liegen sehe, bricht

sich die Pfadfindererziehung in mir Bahn. Also schaute ich lieber gar nicht hinaus. Gegen neun Uhr war jedoch nicht mehr zu überhören, dass jemand durch den unteren Türschlitz in meinen Laden hineinröchelte. Es war eine ganz seltsame Mischung aus rasselndem Schnarchen und schmerzvollem Stöhnen. Vorsichtshalber ließ ich die Ladentür geschlossen und ging hintenherum durch den Hof.

Tatsächlich lag auf der Schwelle ein Mann auf dem Bauch, Gesicht nach unten, wie in Schwimmhaltung einen Arm nach vorne, den anderen nach hinten. Es sah so aus, als wollte er durch die geschlossene Tür in den Laden kraulen. Seine Alkoholaura war derartig massiv, dass er sich promillemäßig in menschliche Grenzbereiche vorgewagt haben musste. Da er hin und wieder stöhnte, lebte er noch. Ich drehte ihn auf den Rücken. Er sah fürchterlich aus, das Gesicht blutig zerschrammt, das Hemd hing ihm halb offen aus der aufgeknöpften Hose, weil es so heillos Betrunkene da unten zwar irgendwie auf-, aber nicht mehr zukriegen, und er stank nach Urin, weil sie auch beim Pinkeln nicht aufhören können, vorwärts zu stolpern. Bierleichen sind normalerweise nicht mein Problem, man ruft die Sanitäter und lässt sie abtransportieren. Aber der da hatte keine Brieftasche, keine Armbanduhr, kein Handy, keinen elektronischen Schlossöffner und auch sonst nichts mehr, womit er sich als Mitglied unserer hoch technisierten Gesellschaft hätte ausweisen können. Mit anderen Worten: Man hatte ihn ausgeraubt. Seine Hosentaschen waren leer, nur oben in der Brusttasche seines Hemds steckte eine mehrfach gefaltete Einladung der Global Real Estate in das Bräurosl-Festzelt. Dahinter klebten zwei zerknitterte Visitenkarten. Danach lag der Landtagsabgeordnete Ernst Hirsch-

böck aus Niederrottling an der Ilz vor mir auf dem Boden. Ich klopfte ihm die Wange.

– Hallo!

Er riss die Augen auf und lallte, der Traublinger solle mit dem Wagen kommen.

Da war ich sicher, dass ich Hirschböck vor mir hatte, denn er sprach Niederbayerisch.

Es ist Auswärtigen schwer zu erklären, was einem Oberbayern niederbayerisch anmutet. Da ist etwas Gemeinsames bei gleichzeitiger Fremdheit, und die gibt den Ausschlag. Wer die in München geltende Regel abändern möchte, gehört automatisch nach Niederbayern: beim Schafkopfen einen Farbweiz spielen wollen. Einen Dialekt sprechen, bei dem jedes Wort so platt geklopft und wäldlerisch garniert wie ein Jägerschnitzel daherkommt.

Und Hirschböck war definitiv einer vom Land. Bäuerlich wirkten ja viele, wenn man sie aus dem Anzug stemmte. Ein rot geädertes Gesicht, tief angesetzter Scheitel und abstehende Ohren. Da machte man leicht den Fehler, diesen Menschen-schlag zu unterschätzen. Aber sie waren schlau, zäh, hatten alles nötige Sitzfleisch für Verhandlungen, und verhandeln ließ sich immer etwas, sogar die ehernen Prinzipien, denn hierzu-lande zählt nie der Buchstabe des Gesetzes, sondern immer nur das große Ganze. Dieses große Ganze ist wie der Himmel über Bayern, im Prinzip ist er weißblau, aber manchmal halt nicht. Darin ist man ganz katholisch: Wenn man dem Menschen schon Gebote auferlegen muss, dann darf der auch mal kräftig ausscheren. Sonst macht das ganze Leben keinen Spaß.

Ich hob ihn auf und schleppte ihn in meine Wohnung. Dort hielt ich seinen Kopf unter die Brause, betupfte seine

Wunden mit Jod und flößte ihm eine Tasse furchterregend starken Pulverkaffee ein. Dass dieses probate Mittel unserer Vorfahren, den Alkoholpegel in nüchterne Bereiche runterzudrücken, ein Märchen war, wusste ich längst, aber so ein gallenbitteres, heißes Gebräu lässt auch im dumpfsten Schädel wieder ein paar Lämpchen aufleuchten.

Tatsächlich!

Der Traublinger solle kommen, ansonsten wolle er den Edi sprechen.

So kamen wir dennoch nicht weiter. In meinem Altkleiderfundus fand ich einen grauen Hausmeisterkittel, den ich ihm überzog. Nun waren seine Alkohol-Urin-Ausdünstungen auf ein erträgliches Maß heruntergedimmt. Ein böswilliger Mensch hätte ihm jetzt eines meiner gerahmten Sowjetplakate in den Schoß gelegt und ein paar Fotos geschossen. Fantasien in dieser Richtung hätte man genug, aber Wehrlosen gegenüber bin ich ein gutartiger Mensch.

– Taxi, schrie ich ihn an. Wohin?

Hirschböck hob den Kopf.

– Harlaching.

Das würde glattgehen. Also rief ich ein Taxi, steckte Hirschböck eine meiner Geschäftskarten oben in die Brusttasche, damit er sich, wie es in Bayern heißt, revanchieren konnte, setzte ihn in den Wagen und gab dem Fahrer, einem Türken mit viel Verständnis für betrunkene Einheimische, einen Zwanziger. Er solle ihn an den gewünschten Ort bringen. Als ich jedoch nach einiger Zeit durch das Fenster hinauschaute, sah ich, dass sich nichts getan hatte. Der Wagen stand unverändert vor dem Laden. Also ging ich nochmals hinaus und fragte, was los sei.

Hirschböck saß hinten im Fond und stierte vor sich hin. Der Türke war verzweifelt.

– Wohin? Die Straße!

– Meichelbeckstraße, nuschelte Hirschböck in dem ihm eigenen Dialekt.

Der Türke sah mich an.

– Was meint er? Meiselböck oder Meichelbach oder wie oder was?

Keine Frage, für einen Taxifahrer und seinen betrunkenen Gast war das der GAU. Selbst wenn man die Meichelbeckstraße noch astrein aussprechen konnte wie Hirschböck, ergab sich durch die unterstellte alkoholische und dialektale Verzerrung ein derart brutaler Parallaxenfehler, dass man so gut wie keine Chance hatte, dorthin gebracht zu werden, es sei denn, der Fahrer hätte gewusst, dass es eine Meichelbeckstraße wirklich gab.

– Meichelbeckstraße, wiederholte ich, Menterschwaige, kurz vor der Eisenbahnbrücke rechts.

Endlich fuhren sie los.

2

Gerade mal zwei Stunden durfte ich den feierabendlichen Frieden genießen. Dann klingelte es an meiner Haustür. Schnauze voll, dachte ich, ich wollte meine Ruhe. Ich hatte es mir mit Zigaretten, Bier und »Prinz Eisenherz« wieder gemütlich gemacht. Das Weißbiertglas setzte ich ganz unauffällig ab,

um nicht herumzuscheppern. Eine verfehlte Maßnahme, vielleicht wäre Lärm besser gewesen. Bald darauf rasselte ein Schlüsselbund an meiner Tür, und schneller, als ich hochfahren konnte, standen zwei Herren in passablen grauen Anzügen im Flur. Der Erste trug ein grünes Polohemd, der Zweite ein rotes, trotzdem sah das stark nach Dienstkleidung aus.

– Guten Abend, Herr Gossec, sagte der Vordermann.

Das klang ziemlich höflich, auch das Lächeln des Hintermanns wirkte ausgesprochen schüchtern. Geradezu sympathisch. Ich war vollkommen verdattert.

– Was gibt’s, fragte ich.

Der Grüne hob den Dietrich hoch, den er noch in der Hand hatte.

– Zunächst einmal müssen wir uns entschuldigen für unser überraschendes Eindringen ...

– ... aber wir sahen Gefahr im Verzug, ergänzte der Schüchterne.

– Und da reagiert man gern mal ein wenig über, nahm der Grüne den Faden wieder auf.

Er zog meine Geschäftskarte aus seiner Reverstasche.

– Der Herr Staatssekretär hatte die bei sich.

Mir entging nicht, wie der Schüchterne mit geübtem Blick meine Wohnung förmlich absannte, auf der Suche nach Auffälligkeiten und Spuren, von denen ich nicht wusste, worin sie hätten bestehen können. Die Situation war hochgradig absurd, aber ich hatte das sichere Gefühl, dass es besser war, wenn ich mich fügte.

– Also bitte, sagte ich, sehen Sie sich ruhig in meinen Räumen um. Und dann erzählen Sie mir Ihre kleine Geschichte.

Die beiden ließen sich nicht lange bitten. Alles ging fast

geräuschlos vor sich, da waren Spezialisten am Werk. Nach einiger Zeit waren sie wieder bei mir.

– Alles bestens ...

– Keine Brieftasche, kein Handy gefunden, fragte ich süffisant.

Schmerzliches Bedauern fältelte das Gesicht des Schüchternen.

– Du meine Güte, darum kümmern wir uns nicht. Sehen wir denn aus wie Schutzmänner?

– Hatte denn der Herr Staatssekretär ein Schriftstück bei sich, so eine Art Exposé, brachte der Grüne den eigentlichen Gedanken zur Blüte.

– Eine Einladung zur Wiesn, zwei Visitenkarten, sonst null, erwiderte ich.

– Ach herrje!, jammerte der Schüchterne.

Gram schien ihn aufzuzehren. Jetzt wurde es mir doch zu bunt.

– Und in welche Abteilung gehört ihr zwei denn?

– Sie müssen entschuldigen, begann der Schüchterne, aber ...

Wieder übernahm der Grüne.

– Waren Sie vielleicht auch auf dem humanistischen Gymnasium? Ich bin in Ettal zur Schule gegangen.

– Nie, erwiderte ich.

– Aber was Prätorianer sind, wissen Sie schon?

– Sicher.

– Na also, freute sich der Schüchterne.

Das Frappierende an dieser Nullauskunft war, dass ich sie dennoch auszulegen versuchte. Man spürt einem Sinn hinterher, wo keiner ist. Das System da oben ist beschäftigt, und

schon ist einem die Initiative entglitten. Wieder war es der Grüne, der das Gespräch zielgerichtet vorwärtsbrachte.

– Nach Lage der Dinge können wir uns nur für Ihr couragiertes Verhalten bedanken. Der Staatssekretär in hilflosem Zustand. Durch K.-o.-Tropfen von den Beinen geholt ...

Das also war die offizielle Version.

– ... ausgeraubt ...

– ... da haben Sie sicher Schlimmeres verhütet.

Der Grüne gab mir die Hand, mit der Linken klopfte er mir auf die Schulter. Eine Geste, so golden wie ein Orden. Der Schüchterne nickte anerkennend und knuffte mich in die Seite. Ich hatte zwei neue Freunde gewonnen. Genau genommen drei, aber der dritte Mann wusste in seinem Alkohol-delirium noch nichts davon. Als sie weg waren, fiel mir zum ersten Mal ein, dass ich mich wenigstens nach dem Namen dieser perfekten Dienstsymbiose hätte erkundigen können. Aber wahrscheinlich hätte sich der Schüchterne Maier zwei und der Grüne Müller fünf genannt. Oder so ähnlich. Solche Leute kommen schon in Tarnanzügen auf die Welt.

3

Ein paar Tage später lernte ich Traublinger kennen. Er fuhr in einem BMW mit getönten Scheiben vor meinem Laden vor. Die letzten Wiesntage waren angebrochen. Obwohl schon Oktober, war es untertags immer noch heiß. Erst abends wurde es empfindlich kalt. Traublinger war ein vierschrotiger

Kerl mit dem Kampfhaarschnitt eines amerikanischen Marine. Seine Augen waren hinter blau verspiegelten Sonnengläsern von den Ausmaßen einer Ganzkörper-Skibrille verborgen. War auch besser so, denn seine Gesichtszüge verrieten nichts Gutes. Sie waren kantig und grob, wie mit einem Stechbeitel aus einem Holzklotz herausgeschlagen. Traublinger stieß derart wuchtig meine Ladentür auf, dass er beinahe die Glocke aus der Verankerung gerissen hätte.

– Langsam, Freund, sagte ich.

– Traublinger, erwiderte er barsch. Büro Hirschböck.

Erwartungsvoll sah er mich an. Dann warf er ein in Papier gewickeltes Päckchen auf den Ladentisch. Kerle wie er machten mich aggressiv.

– Ja was denn nun, fragte ich. Soll ich salutieren, oder gehen wir gleich zum Exerzieren in den Hinterhof?

Traublinger streckte seinen Grobschädel über die Theke. Dabei hob er den rechten Arm an, um seine Achsel darzubieten.

– Ha, ha, ha. Sie dürfen mich kitzeln, vielleicht lache ich dann.

Ein ungutes Lüftchen wehte mich an. Typen wie Traublinger stehen bis zur Halskrause unter Testosteron. Sie tragen zwar frisch gebügelte Hemden, duschen dreimal täglich und rasieren sich ebenso oft. Aber das bringt nichts, sie riechen trotzdem büffelig, weil so hochgetaktete Männer wie er auch im Ruhezustand die schweißige Energie von Moschusochsen absondern. Ich trat einen Schritt zurück.

– Also, worum geht es?

Mit beiden Händen riss Traublinger das Papier vom Päckchen und holte ein in Plastik gehülltes graues Teil hervor.

– Erstens: der Kittel. Gereinigt und fachmännisch kunstgestopft.

Er warf ihn vor mich hin.

– Zweitens: das Fahrgeld.

Er hielt ein Kuvert hoch, öffnete es und ließ einen Hunderteuroschein hervorspitzen.

– Hoppla. Mit Bakschisch vom Effendi. Da sag ich aber ganz herzlich Vergelts Gott!.

– Bloß nicht frech werden.

– Frech, ich? Für einen, der an dem betreffenden Abend die Sache vergeigt hat, reißen Sie hier ganz schön das Maul auf. Mehrfach hat Ihr Chef gejammert, Sie möchten ihn nun endlich abholen. Wo waren Sie eigentlich?

Traublinger schlug mit der flachen Hand auf meine Theke, dass meine alte Registrierkasse einen Satz machte.

– An mir lag's nicht! Ich habe mit dem Wagen an der verabredeten Stelle gewartet. Stundenlang. Wer nicht kam, war er.

– Brav, sagte ich. Dann grüßen Sie den Chef mal schön von mir. War mir ein Vergnügen.

Ich ging zur Tür und hielt sie auf. Ich wollte nicht meine Einrichtung unter den Händen dieses Rohlings zerschmettert sehen.

Traublinger ging an mir vorbei. An der Tür fasste er sich in die Brusttasche und zog ein handgeschriebenes Billet hervor.

– Das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen.

Er ließ es in meinen Hemdausschnitt fallen.

– Wiedersehen!

Dann brachte er den BMW zum Brüllen. Was folgte, war ein Kavaliertart mit einer so sagenhaften Beschleunigung, dass der Fahrer den gewünschten Schlag ins Kreuz bekam.

Ich fummelte das Papier aus meinem Hemd. Hirschböck hatte ein paar Zeilen geschrieben. Der Kernsatz lautete: »Sollten Sie sich gelegentlich auch einmal in einer Verlegenheit befinden, so zögern Sie nicht, mich zu verständigen. Ich helfe gern. Ihr Ernst Hirschböck.« So etwas ist in Bayern Gold wert. Wenn ich aus dem Regensburger Dom ein Parkhaus machen wollte, musste ich nur meinen Freund Ernst anrufen.

4

Ich fing an, die ganze Geschichte zu vergessen. Sie verblasste so schnell wie das verflossene Oktoberfest. Damals ahnte ich noch nicht, dass die Sache eine turbulente Fortsetzung finden würde.

Nach der Wiesn wird es in München ziemlich ungemütlich. Den goldenen Oktober hat man dann schon verjuckelt, die letzten Buschhemden samt Twelve-Pocket-Bermudas sind unwiderruflich aus dem Stadtbild verschwunden und in der Urlaubskiste versenkt. Im Schlachthofviertel haben wir einen todsicheren Hinweis auf den Beginn der kälteren Jahreszeit: Plötzlich stinkt es nicht mehr, weil der Kadavergeruch nicht mehr aus den Gullys hochgedrückt wird. Auf den vertrauten Gestank wird man lange warten müssen, er kommt erst als Frühlingbote wieder. Im Herbst ziehen von den Isarauen Nebelschwaden herauf, das Pflaster ist nass von dieser feuchten Kälte, die einen richtig klamm macht. Irgendwo ganz oben ist

der Himmel immer blau, aber das nützt einem nichts, wenn man nur graue Wolken sieht. Mir schlägt das alles empfindlich aufs Gemüt, schon der Morgen ist so bleiern, dass man den Resttag getrost in die Tonne treten könnte. Und was soll denn da noch rauskommen, wenn man den Tag mit Schokolebkuchen und Glühwein beginnen müsste, um sich in Stimmung zu bringen?

Ich machte mehr Sport und ging öfter mal spazieren. Aber lange hielten solche Programme meist nicht vor. Man solle allem und allen mit einem Lächeln begegnen, sagt der Dalai-Lama, das mache einen selber froh. Da war was dran, das wusste ich, weil auch das Gegenteil stimmte. Wenn einer wie ich die Zähne nicht auseinanderbekam, begegnete er allem und allen nur noch mit der Panzerfaust. Logischerweise war ich in diesen Zeiten fast ausschließlich mit dem Unangenehmen konfrontiert.

Diverse Überschwemmungen hatten den spärlichen Grasbewuchs in den Isarauen erheblich dezimiert. Um die Lehmwüste in Wiese zu verwandeln, hatte die Stadtgärtnerei auf großen Flächen Gras ausgesät, sie umzäunt und mit einem weitmaschigen Naturfasernetz geschützt. Davor waren große Schilder aufgestellt, die darum baten, diese Flächen nicht zu betreten. Auf einem meiner Spaziergänge sah ich, wie mitten in diesem Gelände ein fetter Kerl mit grüner Armeekappe stand.

– He, schrie ich, raus da, oder kannst du nicht lesen?

Seelenruhig zündete er sich eine Zigarette an und schnippte sein Streichholz ostentativ auf den Boden.

– Raus, schrie ich noch mal, oder ich schlepp dich da runter.

Er nahm einen tiefen Zug, inhalierte und grinste dabei.

– Versuch es doch, Arschloch.

Dann beugte er sich zur Seite und knipste seinen Hund von der Leine, ein schwarzes, breitschultriges, muskulöses Vieh, das knurrend die Lefzen hochzog und Eckhauer wie ein Säbelzahn tiger zeigte. Das also ließ ihn so ruhig und gelassen auftreten. Wie recht hatte doch der Dalai-Lama, auch solchen Ekelpaketen sollte man gelegentlich lieber mit einem Lächeln begegnen, denn die Konfrontation mit einem Kampfhund konnte einen unglücklich machen. Ich musterte ihn genauer, um abschätzen zu können, was mich erwartete. Er hatte nicht die faltige Lappenschnauze eines Mastino, ebenso wenig den Schweinekopf eines Bullterriers oder das breite Maul eines Mastiffs. Eigentlich sah er aus wie eine italienische Promenadenmischung nach Gladiatorenart.

– Zitto, zischte ich.

Tatsächlich hielt der Hund einen Moment lang inne. Ich hatte also einen Italiener vor mir. Diese Tiere waren leidgeprüfte Streuner. Wenn sie sich einem Haus oder einem gefüllten Napf näherten, wurden sie mit Steinwürfen vertrieben. Ich bückte mich, hob einen Stein auf und holte aus. Winselnd und in ausgreifenden Sätzen verschwand der Köter hinter einem Busch. Das überlegene Grinsen des Dicken war ausgeknipst, als hätte ihm jemand den Stecker gezogen. Ich winkte ihn zu mir her. Als er vor mir stand, schlug ich ihm die Kappe vom Kopf. Gewaltbereitschaft muss man unmissverständlich signalisieren, sonst verliert man bei solchen Typen sofort jede Autorität und sie werden wieder zeckig. Er bückte sich, hob seine Mütze wieder auf und klopfte den Dreck an seinem Oberschenkel ab. Ich fasste ihn am Unterarm und führte ihn zu dem Schild.

- Lies doch mal vor, sagte ich.
- »Münchner Bürger schützt eure Anlagen. Achtung, empfindliche Aussaat, bitte nicht betreten«.
- Sehr schön. Eigentlich klar, verständlich und nachvollziehbar, oder?
- Eigentlich schon, würgte er.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er mich, um rechtzeitig abtauchen zu können, wenn ich noch mal hinlängte. Ich streckte ihm stattdessen die Hand hin. Zögerlich schlug er ein.

- Dann haben wir ja heute was gelernt. Lass dich bloß nicht mehr von mir erwischen.

Als ich weiterging, fand ich meine Aktion ziemlich beschissen. Der Deutsche hat was vom graukitteligen Blockwart in den Genen, ich offenbar auch. Man brettert an dem auf der Mittelspur fahrenden Kleinwagen mit zweihundertfünfzig Sachen vorbei. Statt ihm den Stinkefinger zu zeigen, möchte man ihm was fürs Leben mitgeben und fährt dann ostentativ schnurgerade rechts, um dem kleinen Arschloch zu demonstrieren, wo es eigentlich hingehört.

Im *Sendlinger Boten*, den sie mir aus Gründen der Reichweite vierzehntägig vor die Tür werfen, stand neulich, dass die beiden Offizianten des Deutschen Automobilvereins zu Hausmeistern des Jahres gekürt wurden. Fehlte nur noch der Hinweis, dass sie damit automatisch für den in irgendeiner Rechtsradikalen-Hochburg stattfindenden nationalen Wettbewerb qualifiziert waren, bei dem der Sieger im »La Paloma«-Zwitscherpfeifen ermittelt wird. Niemand tiriliert das so anrührend wie der deutsche Hausmeister beim Hofkehren. Im Beiprogramm ein Chor von Pedellen aus Nordrhein-Westfalen, die als

Donkosaken verkleidet die schönsten Motive aus »Doktor Schiwago« darbieten. Pfeifen können sie wie Nachtigallen, das kann dem deutschen Hausmeister niemand nehmen.

Hausmeisterin einer ganzen Dekade blieb jedoch die unvergessene Frau Prästl aus der Schluderstraße am Rotkreuzplatz, wo ich früher einmal gewohnt hatte. Wer sich ihr gegenüber nicht anständig beim Treppenhausputzen aufführte, bekam die Fußmatte »Schwein der Woche« mit einer rosig grinsenden Sau vor die Tür gelegt. Wenn alles zu gut und zu harmonisch lief, ließ sie gelegentlich selbst im Hof bei einigen Fahrrädern die Luft ab, denn der Hausmeister benötigt zur Festigung seiner Herrschaft das flagrante Chaos und den Hilfe heischenden Nachbarn.

Mein Gott, zu was für abseitigen Gedanken verleiteten einen diese nebligen Tage.

Aber auch der Sport half mir hier nicht aus der schlechten Laune. Ich war schon seit Jahren Abonnent in »Ben's Kraftstudio«. Früher war man ein Exot, wenn man eine Muskelbude besuchte. Ich brauchte das schon immer, denn ich lebe von diesen Haushaltsauflösungen. Wie käme ich sonst an den Trödel, den ich als Antiquität in meinem Laden verkloppe? Ein Bandscheibenvorfall oder Hexenschuss kann meinen Ruin bedeuten. Deshalb ist eine gute muskuläre Ausstattung für mich lebenswichtig. Wer regelmäßig so ein Kraftstudio besucht, kann einen sozialen Brennpunkt unserer Zeit intensiv studieren. Ben's Studio wird von immer mehr Grauköpfen frequentiert. Gut gelaunte Rentner, die nach einem gemütlichen Frühstück mit ihrer Sporttasche ins Studio zackern. Sie sind fit wie Mungo, neben dem Krafttraining fahren sie noch Rennrad, schwimmen regelmäßig und treffen sich zu geselli-

gen Wanderungen. Seit Neuestem bringen sie auch noch ihre Frauen zur Körperertüchtigung mit. Diese Generation schickt sich mit ihren noch komfortablen Rentenbezügen an, unsterblich zu werden.

Am Abend eines solchen Katastrophentages beschloss ich, mir einen Stimmungsaufheller zu spendieren. Mit dem prall gefüllten Oktoberfestsäckel konnte ich mir noch ein paar Sonnentage auswärts gönnen. Allein reisen kann ich nicht. Also wollte ich meinen Freund Julius zur Mitfahrt überreden.

5

Julius Balsler war bis vor ein paar Jahren so etwas wie ein erfolgreicher Kleinunternehmer. Er hatte ursprünglich Rechner samt Peripherie repariert, später dann in Firmen Netzinstallationen gemacht. Frühzeitig war er ins Internetgeschäft eingestiegen. Allen, die sich dort weltweit präsentieren wollten, bot er einen Komplettservice. Julius verdiente gut und freute sich, wenn er mich mit seinen paar angelernten Brocken Wirtschaftsendlich beharken konnte. Dabei gehörte ich noch nie einer »Old Economy«, sondern der Abfallwirtschaft an, denn ich Sorge dafür, dass Leute kaufen, was andere wegwerfen. Aber Julius ist auch auf dem Gipfel seines geschäftlichen Erfolgs eine gute Haut geblieben, der mir mehr als einmal mit Krediten aus der Klemme geholfen hat. Damals war er eine große Nummer, der von Herrn Biereisl, dem Filialvorstand seiner Bayerischen Volksvereinsbank, persönlich gefragt

wurde, ob er nicht vielleicht ein bisschen mehr Kredit in Anspruch nehmen möchte, um das Geschäft auszubauen. Julius musste ihm in die Hand versprechen, den irgendwann fälligen Börsengang nur mit ihm durchzuziehen. Später, als alles vorbei war, tat Biereisl kund, dass Leute wie Julius mit ihren Gespinsten beinahe das kerngesunde Bankgewerbe zu Fall gebracht hätten.

Die Geschäfte waren nicht nur schlechter geworden, auch die Konkurrenz hatte sich verschärft. Vor gut zehn Jahren gab es im angrenzenden Glockenbachviertel noch eine Vielfalt von Milch-, Feinkost- und Gemüseläden. Inzwischen sind dort Chokolaterien und Internet-Jungfirmen eingezogen. Plötzlich bevölkerten Käsekuchengesichter mit stylischen Brillen, die optische Akzente wie Ohrfeigen verabreichten, die Szene. Dazu trugen die jungen Männer angepappte Helmfrisuren nach Art des frühen John Lennon und vor allem Ringe an den Daumen. Diese ständig fußwippenden Techies konnten Handy, Keyboard und TV-Fernbedienung gleichzeitig steuern, und wenn es sein musste, arbeiteten sie für lau, weil es trotzdem Spaß und Renommee brachte.

Im Vergleich zu ihnen wirkte Julius wie ein tapsiger Saurier im Endstadium. Wenn er zu einem Kunden musste, begann er schon Tage vorher seinem Unmut Luft zu machen. Diese Idioten hatten von nichts eine Ahnung und wollten ihm auch noch Vorschriften machen. Aber zu wenig bezahlen. Bevor er aufbrach, zwängte er sich in einen grauen Kaschmirpullover, in dem er aussah wie eine schwangere Maus, und saß dann schlecht gelaunt, mit apoplektisch roter Birne beim Kunden, der mit so einem Rechthaber sehr bald nichts mehr zu tun haben wollte.

Der Aufprall war ziemlich hart. Julius musste seine Haidhauser Wohnung kündigen und zog in sein Büro in der Zenetistraße. In Schwabing würde man so eine Hinterhoflocation Loft titulieren, im Schlachthof ist der ehemalige Metzgerbetrieb nur eine heruntergekommene Hinterhofbude, deren Wände dauerhaft mit Lyoneraroma imprägniert sind. Dort lag Julius mit für gewöhnlich rot gekifften Rattenaugen und bei zugezogenen Vorhängen im Bett und verschaffte sich mit seinem Infrarotkeyboard alle nötigen Informationen über die Welt da draußen. Von hier aus ließen sich alle Pizza- und Asiafood-Dienste weltweit steuern. Im Kiffernet konnte man diskutieren, was sich gegen seine chronische Bindehautentzündung tun ließ, um nicht wie ein Alien auszusehen. Da die verbliebenen Kumpels ebenfalls stets online waren, überkam Julius nie Einsamkeit. Über Temperaturen und Schauerwahrscheinlichkeit in Prozent war er bestens informiert, ohne den Finger ins Freie halten zu müssen, weil er die Daten immer aktuell auf dem Monitor hatte. Julius verließ sein Wohnbüro eigentlich nur noch, um sich Schweizer Hochlandshit von seinem Lieferanten zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit schaffte er auch größere Mengen Nudelterrinen und Fruchtbuttermilch in seinen Bau.

Meine Interventionen waren bislang fruchtlos geblieben. Als ich ihn neulich besuchte, lag er wie immer im Bett, so breit wie eine XXL-Pizza. Ich warf ihm seine Post hin, die ich aus dem überfüllten Briefkasten gepuhlt hatte. So ging es los mit dem Absturz ins Pennertum. Er hob wortlos die Hand und starrte auf den großen Bildschirm, den er auf einem Regal am Fußende seines Betts aufgestellt hatte. Er blätterte sich durch eine Galerie nackter Frauen.

– Was soll denn das?, fragte ich. Hast du nichts Besseres zu tun, als Pornos zu gucken?

Julius schürzte schmollend die Lippen.

– Studien sind das.

Ich lachte.

– Ich würde sagen: nackte Weiber. Frisch aus dem Hasenstall.

Er frischte mit einem kräftigen Schluck seine weiße Buttermilchschnute auf.

– Europäische Ethnologie, wenn du es genau wissen willst. In unserem Forum wird das rauf und runter diskutiert.

Man war ja einiges gewöhnt. Mein Vater sagte auch immer, wenn er *Dallas* im Fernsehen anschaute, er wolle nur sehen, was die Amerikaner heutzutage in ihren Serien so alles anstellten. Demgegenüber war Julius' Ausrede geradezu steil.

– Aha. Und worum geht es in dieser Ethnologie?

– Sitten und Gebräuche von Einheimischen, antwortete Julius.

– Hoppla!

Julius richtete sich auf und zog seinen Tabaksbeutel unterm Bett hervor.

– Warum nehmen wir Ketchup zur Currywurst? Wieso backen die Italiener keine Brezeln? Warum haben wir in München die Weißwurst und nicht den Ansbacher Presskopf erfunden? Das ist europäische Ethnologie, mein Gutester.

Sein arrogantes Gehabe brachte mich auf die Palme.

– Und was erforscht du, bitte schön!, an nackten Weibern, die du dir massenhaft vom *Playboy* downgeloadet hast?

Einhändig drehte sich Julius seine Zigarette. Fehlte nur

noch, dass er den kleinen Finger dabei abspreizte. Er warf mir den Beutel zu.

– Also, ein Kumpel von mir hat einen Sohn, und der studiert Ethnologie in Berlin. Sein Spezialgebiet ist Mode. Im Wandel der Zeit und so.

Er zündete seine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug.

– Und was man da so am Körper macht. Frisuren, Tattoos, so Sachen, verstehst du. Und da hat bei uns im Forum jemand die Frage aufgebracht, wann das eigentlich angefangen hat mit der Schamhaarrasur.

Mit dem großen Zehen zog er den Aschenbecher zu sich her.

– Wenn du dir heute nicht den Sack rasierst, bist du ein Dreckbär. Wieso eigentlich? Dieses Thema ist ein Knaller! Aber da hieß es dann, so etwas kann der Junge nicht untersuchen, weil er keine Datenbasis hat. Und da habe ich nachgedacht.

Triumphierend sah er mich an.

– Fünfzig Jahre *Playboy*, logisch! Alle Covergirls. Super-Datenbasis. Da kannst du das minutiös nachvollziehen. In den sechziger Jahren siehst du nichts, da durften sie da unten noch nicht fotografieren, aber in den Siebzigern haben die alle noch so richtig Wolle zwischen den Beinen. Mitte der Achtziger geht es dann los: ganz klar gestutzt, aber so, dass niemand es merken soll. Der Natur ein bisschen nachgeholfen. Ende der Achtziger wird es krass. Richtig künstliche Formen, wie sie nie wachsen können, bis hin zu dem schmalen Menjoubärtchen, das sie heute alle tragen.

Der Mensch war mir regelrecht unheimlich geworden.

– Jetzt mal das Wort zum Sonntag von mir. Aber ernst gemeint. Es ist geradezu erschütternd, womit du deine Zeit totschlägst. Das sage ich dir als alter Freund. Dass du in der Krise steckst, weiß ich. Aber gleich so?!

Julius schluckte. Langsam ließ er sich auf den Rücken sinken und starrte die Decke an.

– Ich habe auch wieder angefangen, Gitarre zu spielen, sagte er nach einer langen Pause. Vielleicht reicht's ja bald für ein paar Gigs, einen Geburtstag oder sonst ein Jubiläum, wo sie die alten Nummern hören wollen.

Lauernd sah er mich an. Aber mir platzte der Kragen.

– Gitarre spielen!, schrie ich los. Und demnächst wieder Lego? Bis du denn irre, Mann. Wo lebst du überhaupt? Du machst ja nicht einmal mehr deine Post auf, du Penner.

Jetzt war Julius erschüttert. Er schob seine ständig verschmierte Brille die Nase hoch. Dann setzte er sich auf und rutschte auf den Bettrand.

– Gossec, du bist ein Wüstling. Bin ich nicht genug im Arsch? Musst du jetzt auch noch auf mich eintreten?

Seine Augen schimmerten feucht. Er tat mir leid. Trotzdem! Ich packte den Briefstapel und warf ihn auf sein Bett.

– Durchgucken! Rechnungen wenigstens nach einem halben Jahr bezahlen.

Jetzt fiel mir auf einem Briefumschlag ein Logo auf, das ich schon mal gesehen hatte. *Global Real Estate*. Hirschböck hatte eine Einladung von ihnen gehabt. Eine Immobilienfirma. Ein Verdacht stieg in mir auf.

– Julius, absolut Klartext: Überweist du eigentlich noch Miete?

Julius sah mich unendlich traurig an.

– Schau her, du glaubst mir ja sonst sowieso nicht.

Er holte alle Überweisungen auf seinen Bildschirm, die er getätigt hatte. Jeden Monat ging die Miete ab. Gott sei Dank!

Dieser Zusammenstoß war vor zwei Wochen gewesen. Als ich nun zu ihm unterwegs war, um meinen Ferienplan vorzutragen, war mir klar, dass ich diesmal ganz diplomatisch und feinfühlig sein musste. Er war zurzeit in einer prekären Situation: so gut wie arbeitslos, ständig bekifft, dazu jahreszeitbedingt schwer depressiv. Ich sagte ihm, dass ich ein Haus am Meer mieten wolle und Platz genug hätte. Und dass ich mich freuen würde, wenn er das Flugticket finanziell im Kreuz hätte und mitkäme.

Mein Vorschlag war ein Volltreffer. Julius stand auf, zog seine Boxershorts bis unter den Bauchnabel und schlüpfte in seine Tageshose. Dann checkten wir gemeinsam alle Webcams in Sizilien, samt einschlägiger Wetterprognosen, buchten ein Häuschen bei Cefalú und zwei Flugtickets nach Palermo.

Eine Woche später gaben wir uns zu nachtschlafender Zeit große Mühe, den Erdinger Großflughafen als lässige Abenteurer zu bewältigen. Julius trug geflochtene Ledermokassins ohne Socken, eine zerknitterte Leinenhose und hatte einen Armeesack geschultert. Ich gab wie immer in den Ferien den Großstadtcowboy, einen Neil Young im Vorstadium der Verwitterung, und führte aus meiner Antiquitätenkollektion einen Krokokoffer an der Hand, der Zsazsa Gabor Entzückenschreie entlockt hätte. Von präsenilem Reisefieber getrieben, waren wir viel zu früh, weswegen wir uns noch ein ausgiebiges Weißbierfrühstück gönnten. Dann schnürten wir pfeilgerade in den Billigflieger.